Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Das Nationale in der schweizerischen Literatur
Autor: Baumgartner, Oskar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575159

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Endzweck seines Werkes, und ihr huldigt er mit einem geradezu fanatischen Enthusiasmus. Was seine Bilder darum in erster Linie auszeichnet, das ist — wie bei seinem Alters- und Kunstgenossen Edmond Bille in Sierre — eine rücksichtslose Wahrheit und Echtheit, die auf den ersten Anblick herb und kühl, bei tieferem Eindringen aber groß und sympathisch erscheint. Die Produkte Raphy Dallèves' haben nicht nur hohen künstlerischen, sondern auch wissenschaftlich-ethnographischen Wert, und wenn das Wallis einmal daran denken sollte, seinen Verherrlichern den ihnen gebührenden Dank abzustatten, so wird es außer eines Ritz, Biéler, Bille auch Dallèves' zu gedenken haben, des begabten Sängers der Täler der Borgne, der Dixence, der Rhone und der Navigence ...

Dr. S. Markus, Zürich.

Das Nationale in der schweizerischen Literatur.

Die Literarhistorie ist heutzutage soweit vorgeschritten, daß man mit einiger Vorsicht ganz wohl einmal vom deskriptiven Sammlertum ab die Forschung etwas in die Tiefe gleiten lassen kann. Und da alle geistige Produktion ihre seelischen Ursachen und Grundlagen hat, dürfte ein Versuch, den Weg der Schöpfung in umgekehrter Folge schreitend zu den psychologischen Voraussetzungen einer Literatur zu kommen, nicht ganz aussichtslos sein. Dieser Art Volkspsychologie mit Hilfe der Literarhistorie begegnen wir schon bei dem geistreichen Wilhelm Scherer. Scherer hatte zwar in der Folge für seine Kühnheit, die sich dort, wo das Material mangelte, mit luftigen Konstruktionen behalf, manchen fachgenössischen Vorwurf einzustecken. Jakob Baechtold, der ungefähr zur selben Zeit wie der Berliner Professor eine Literaturgeschichte für seine Heimat herausgab, vermied denn auch in seinem außerordentlich gründlichen und fleißigen Werk, die Daten nach allgemeinen Gesichtspunkten zu pressen. Sein Werk war das Dokument für eine von den wägsten Schweizern damaliger Zeit geteilte Ansicht, daß die deutsche Schweiz literarisch ohne Eigenart, gleichsam eine literarische Provinz des deutschen Reiches sei, wie etwa Deutsch-Oesterreich. Wer nun die schweizerische Literaturgeschichte statt als Sammlung von deutsch oder französisch geschriebenen Schriftstücken für die höhere Kristallisation alles Besten und Edelsten im Volke, für seine Seele hält, kann, wie Ernst Jenny und Virgile Rossel in ihrem jüngst erschienenen Werke *), eine Literaturgeschichte auf dem nationalen Prinzip aufbauen. Wenn die Einleitung ihres Buches nicht dazu gelangte, in allgemein giltigen Sätzen knapp und klar den im Verlauf der Einzeldarstellung trefflich begründeten und dargestellten nationalen Charakter unserer Literatur zusammenzufassen, so zeigt dies einen Mangel an Konzentration. Das Werk im einzelnen ist damit aber nicht widerlegt.

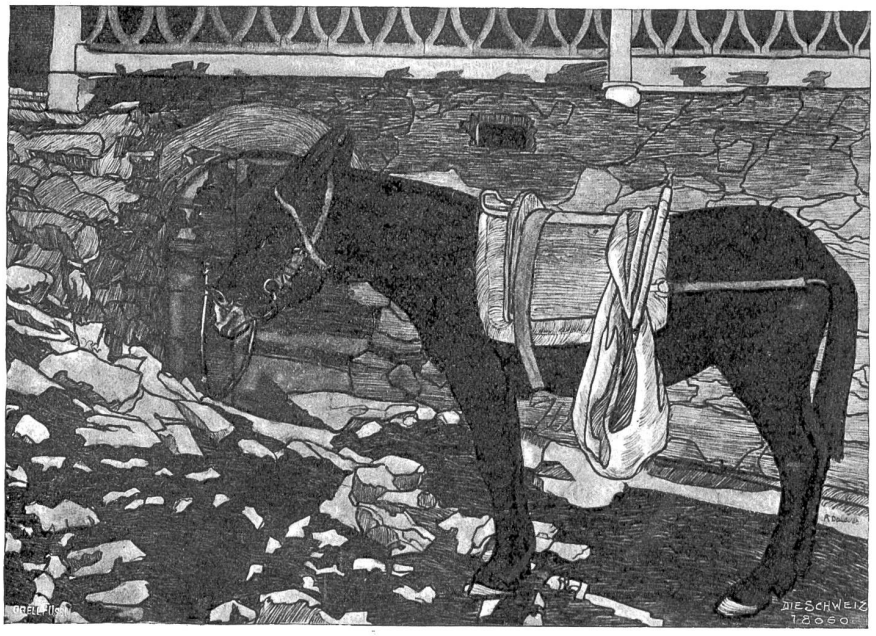
Mit einigem Grund nehmen Jenny und Rossel an, daß Jahrhunderte gemeinsamer geschichtlicher Entwicklung nicht spurlos an dem Charakter eines Volkes vorbeigehen. Die Eigenarten der verschiedenen schweizerischen Völkerschaften erreichten die erste starke Annäherung und Uebereinstimmung mit einander, als die schweizerischen Einheitsbestrebungen zum ersten Mal weitere Volkskreise ergriffen. Das geschah in den Sechzigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts, in den Zeiten der helvetischen Gesellschaft. Von da an lassen sich Grundzüge in der gesamten schweizerischen Literatur und Grundeigenheiten ihrer Dichter nachweisen, die bis zum nächsten großen nationalen Umschwung in den Vierzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts dauern und sich dann langsam wandeln.

*) Geschichte der schweizerischen Literatur. Zwei Bände. Bern, A. Francke, 1910.

Von der Mitte bis zur Wende des achtzehnten Jahrhunderts fällt einem an der schweizerischen Literatur ein theologisch-moralischer Zug auf, ein Abkömmling und Zeuge der religiösen Kämpfe der vorangehenden Jahrhunderte. Er wandelt sich dann (hauptsächlich unter dem Einfluß Rousseaus) um in den moralisch-philosophischen und wird in den Dreißigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts zum moralisch-politischen (Gotthelf, Keller), womit die schweizerische Literatur endlich auf dem Erdboden ankommt. Ueber das moralisch-ethische Gebiet (Meyer) gelangt dann unsere Dichtung in Ausnahmefällen bis zum „Nur-Künstlertum" (Leuthold), kann sich aber nie ganz von dem pädagogisch-räsonnierenden Grundzug, der noch in dem Philozoïsmus der großen Schweizer Dichter der Gegenwart (Widmann und Spitteler) und in ihren kosmisch-philosophischen Bemühungen sich äußert, freimachen.

Es ist verdienstlich, daß Jenny die moralisch-theologische Grundlage in der Eigenart Hallers aufgedeckt und aus ihr auch die religiösen Kämpfe aus Hallers spätern Jahren abgeleitet hat. Hallers Muse ist derart moralphilosophischer Natur großen Stils, daß es sich lohnt zu fragen, wie weit bei ihm der englische Einfluß reichte. Er war gleich vertraut mit den religiös-metaphysischen Fragen der Deisten in England wie der Leibniz-Wolffischen Philosophie. Er empfand seine dichterische Philosophie innerlich. Die alten Stoffe: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Ursprung des Uebels ergriffen ihn, schüttelten ihn bis ins Mark. Die schweizerische Nationalität aber kam nicht nur in Hallers Werken zum Ausdruck, sondern gelangte auch bei ihm selbst zum Bewußtsein. In den „verdorbenen Sitten" zerzaust Haller die Regenten des Landes schonungslos. In dem „Mann nach der Welt" prophezeit er den Zusammenbruch des eidgenössischen Staatswesens.

Die helvetische Gesellschaft beweist die gemeinsame Grund-



Raphy Dallèves, Sitten. Maultier.

lage der schweizerischen Aufklärungsliteratur im Westen und Osten durch ihren engen Zusammenhang mit Rousseau. Alle sind Patrioten, schreiben „philosophische und patriotische Träume" oder satirische Schriften „vom Nationalstolze" oder singen „Schweizerlieder". Die Namen Geßner, Rousseau, Haller umschreiben eine Grundstimmung der damaligen schweizerischen Literatur: Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit, wiederum eine philosophisch-moralische Stimmung, wie ja Hallers Alpen und seine Satiren, Rousseaus Werke (von der Abhandlung über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten bis zum Emile) und Geßners Daphnis („Ihr, die ihr unselig die Natur verließt ꝛc.") zeigen. Rousseau selber hat mehr Schweizerisch-protestantisches, als man meist annimmt. Seine erste Preisschrift ist die Kundgebung des echten Genfer Puritaners, des Calvinisten, der die Kultur ablehnt. Sein Sozialvertrag ist im Grund, wie Rossel sagt, ein Werk von ausgesprochen genferischem Charakter. Uebrigens ließ sich das Schicksal dieser strengen Bibel der Demokratie noch nicht voraussehen, obwohl sich der Kleine Rat Genfs in denjenigen Kapiteln wiedererkennen konnte, in denen Rousseau über den Mißbrauch der Regierungsgewalt und ihre Neigung, auszuarten, spricht. Den Grund von Rousseaus Schaffen aber bildet jenes moralisch-philosophische Räsonnement, vermischt mit poetischen Tendenzen und Werten, wie sie der schweizerischen Literatur jener Zeit eignet. „Warum sind die Könige ohne Mitleid für ihre Untertanen? Warum sind die Reichen so hart gegen die Armen? Warum zeigt der Adel eine solche Mißachtung der Völker?" usw. Bereits mischt sich die neuere moralisch-politische Art mit der ältern, und zwar dem Milieu gemäß viel schärfer und aggressiver als bei Haller. Man erkennt, daß die schweizerische Literatur von jeher, im Gegensatz zur französischen und deutschen, einen starken politischen Zug hatte.

In dem Maße, wie die alte schweizerische Eidgenossenschaft ihrem Zusammenbruch näherkam, wurde das Nationalgefühl stärker und allgemeiner. Man suchte und entdeckte alteidgenössische Tüchtigkeit in der Geschichte. Hallers Sohn sammelte eine „Bibliothek der Schweizer Geschichte", und Johannes Müller setzte dem nationalen Streben seiner Zeit ein Denkmal in seinen „Geschichten der Schweizer", die er und seine Zeitgenossen mit Recht viel mehr unter dem Gesichtspunkte der Dichtung als unter dem der strengen Wissenschaft betrachteten. Nun besaßen die Schweizer ein Symbol ihrer Einheit: in der Geschichte ihrer Väter, wenn sie auch in Wirklichkeit noch immer an den Kantonsgrenzen Zoll entrichten mußten, wie beim Eintritt in ein fremdes Land.

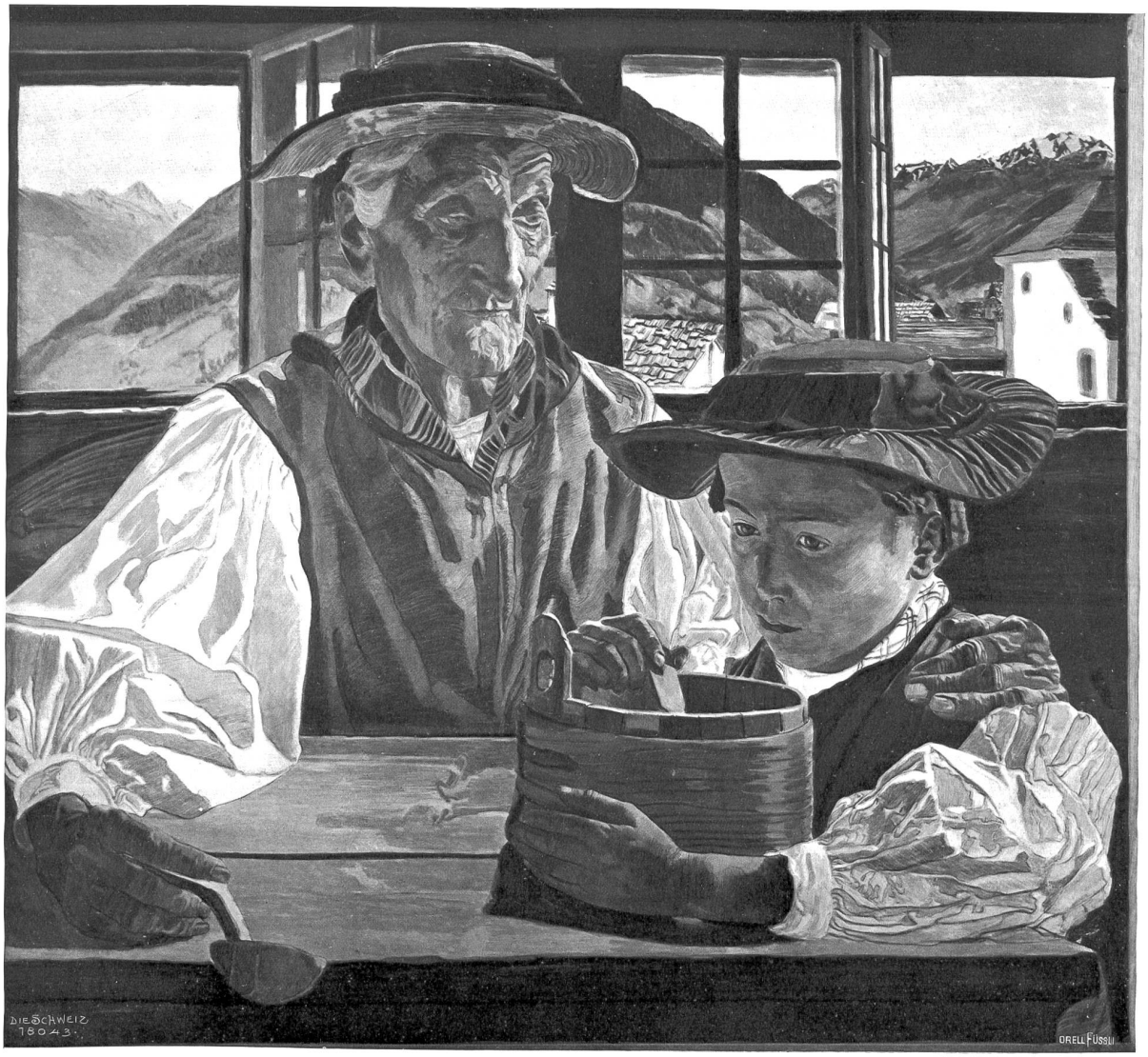
Von Hallers Tod an und dem Beginn des Erscheinens der „Geschichte der Schweizer" von Müller zählte man in der Schweiz eine neue Epoche. Der Ruf Rousseaus nach Reorganisation von unten her wurde von einem Pestalozzi in Tat umgesetzt. Die politisch-revolutionäre Tendenz des Genfers wandelte sich dabei in eine sozial-revolutionäre Tendenz bei dem Zürcher um. In seinem Aufsatz Aegis rief er nach Befreiung der Bürger und Bauern. Er sah den Beginn der Entwicklung zur Industrie. Es galt also für ihn, den Vorteil des Vaterlandes zu wahren durch den Kampf um eine von Liebe und Klarheit getragene Erziehung und Aufklärung des Landvolkes. Sein Lebenswerk ging aus einem starken nationalen Empfinden hervor. Mit der Zeit verstrickte sich Pestalozzi immer mehr in moralisch-pädagogische Theorien über Volkserziehung und Staatshaushalt. Während der Pariser Revolution arbeitete er „Lienhard und Gertrud" um. Unter dem Eindruck der Revolution bestimmte er als obersten Grundsatz aller gesellschaftlichen Verbindung: „Das Wesen eines Staates besteht in der Vereinigung des Willens und der Kräfte der einzelnen Glieder und aller gesellschaftlichen Klassen zu einem Ziele. Allgemeine Wohlfahrt und Erziehung aller." Sein Patriotentum gibt im großen und ganzen auch die Quintessenz von Kellers moralpolitischen Tendenzen: „Das Vaterland wird seine Freiheit nur durch Wiederbelebung der Volkskraft, Volkserleuchtung und Volkstugend erhalten, durch welche es sich bei ihrer Erwerbung und Gründung ausgezeichnet hat."

Seit 1794 nimmt das „Journal littéraire" von Lausanne die Rubrik „Littérature suisse" auf. Bridel kam in seinem Vortrag „Haben die Schweizer eine nationale Poesie und welche soll sie sein, diese Poesie?" angesichts der Haller, Rousseau, Geßner, Lavater zur Bejahung der Frage und beschämt uns Spätere, die nach einem Gotthelf, Keller, Meyer, Olivier, Warnery, Widmann, Spitteler, Lienert noch zweifeln. Die analytische Fähigkeit Rossels und auch Jennys legt das nationale Element gerade dort frei, wo man es bisher nie bemerkt hat. So offenbart sich aus der glänzenden Charakteristik der Madame de Staël durch Rossel der spezifisch genferisch-schweizerische Geist der anti-imperialistischen Opposition. Diese Unfähigkeit zur monarchischen Staatsauffassung hat die Schweizer von jeher ausgezeichnet. Auch die merkwürdige politische Leidenschaft kennzeichnet die Genferin. Und selbst der Kosmopolit Benjamin Constant, der Freund der Staël, bietet uns, wie Rossel treffend sagt, in seinen Broschüren und Reden eine wahre Verfassungsurkunde des genferischen Liberalismus. Das literarische Liebespaar, das sich so sehr pariserisch fühlte, kann seinen schweizerischen Ursprung gerade in dem, was beide originell macht, sowie in dem, was ihnen fehlt, nicht verleugnen. „Genf ist eine Werkstatt der Ideen und eine Pflanzschule von Talenten. Es ist nicht mehr das protestantische Rom, es ist die Heimat Rousseaus. Und wenn auch nicht alle den ‚Contrat social' gelesen haben, so trägt doch mancher in seiner Tasche den Plan zu einer neuen Verfassung oder zu einer neuen Regierungsweise." Mit dem Zusammenbrechen des Staates und der Gesellschaft wendet sich die Philosophie dem Staate, der Politik zu. Die Schweizerdichter werden Moralpolitiker. Zugereiste Ausländer, wie Zschokke (und später Rod) widerstehen der schweizerischen Eigenart nicht auf die Dauer. Was die schweizerische Literatur von der französischen wie von der deutschen zeitgenössischen Literatur scheidet, das ist ihr eminent politisch-pädagogischer Charakter.

Dieser rief schließlich eine ganze Reihe merkwürdig einseitiger und bei aller Größe oft fast schrullenhafter Persönlichkeiten, wie Pestalozzi, Juste Olivier, Gotthelf, Keller hervor. Juste Olivier weist Züge auf, die wir bei Keller wiederfinden. Die ganze Herbheit seiner Erscheinung zeigt sich schon in der Form seiner Gedichte, die, nicht immer klar und fließend, doch stets etwas Ungewöhnliches haben, das wenig mit den geläufigen Formen der Lyrik gemein hat. Rambert sagt: „Seine Weise ist so langsam und schwer, daß kein Wort verloren geht, daß jedes Motiv empfunden wird." Olivier ist wie Keller nur halb Romantiker, zur größern Hälfte gehorcht er seinem eigenen Temperament.

Gotthelf geht ganz in den Fußstapfen Pestalozzis seinen Weg. „Im Hause muß beginnen, was leuchten will im Vaterlande. Aus dem Hause stammt die öffentliche Tugend, und wer kein treuer Hausvater ist, dem fehlt des alten Schweizers Art und Weise, dem fehlet der Heldenmut, der aus der Seele stammt." Bei ihm erreicht wie bei Keller die politische Leidenschaft zeitweise den Grad eines Zornausbruches, und dann wird er ein grober Kritiker und Prediger, dem an Kunst nichts mehr gelegen ist. Gotthelfs künstlerisches und menschliches Ideal ist die alte Schweizerart. Mittel zum Zweck ist ihm die Erzählung, in der Aufregung auch die Apostrophe. Mit stärkern Zugeständnissen an die Kunst und bewußter Anwendung der Kunst wird aus der Gotthelfschen Art ein gut Stück Gottfried Keller.

Gottfried Keller bildet den Uebergang von der Tendenzdichtung zur reinen Kunstdichtung. Seinem Schaffen wie seinen Werken liegt noch immer eine sehr starke Tendenz zugrund, sei sie nun rein politischer oder sozialpolitischer Art. Oft ist er fast zu stark Moralist, für einen reinen Künstler, wie zum Beispiel im Martin Salander, in welchem Werk das alte, tapfere schweizerische Räsonnement über Politik und Sitten, wie es schon Haller geübt, die Oberhand gewinnt. Aber auch das „Verlorene Lachen" sollte nach Kellers Bekenntnis „eine Nachzeichnung sein, wie



Raphy Dallèves, Sitten.

Großmutter und Enkelin (Aquarell).
Phot. H. Steiner, Bern.

Walter Lilie, Zürich. **Die tapfern Zürcherinnen auf dem Lindenhof.** Wandbild im Gasthaus zum Schiff in Zürich.

auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann". Hier kommt die alte moralpädagogische Ader zum Vorschein. Ja, sogar die beliebte moralpädagogische Nutzanwendung finden wir den Zürcher Novellen angehängt. Zwischen Pestalozzi, Gotthelf und Keller besteht eine außerordentlich nahe Verwandtschaft.

C. F. Meyer veröffentlichte seine erste Balladensammlung unter dem Titel „Zwanzig Balladen von einem Schweizer". Meyer ist einer von den Stilleren. Sein Schweizertum ist nicht aggressiv. „Im Protestantismus sieht er die männliche Auflehnung gegen alles Unechte und eine wahre sittliche Größe, die den Mut hat, nicht nur zu kämpfen, sondern auch zu leiden und zu sterben." Er hat immer noch vor allen Dingen ein moralisches Ideal, und seine Werke entbehren durchaus nicht der moralisch-pädagogischen Tendenz, wie verschiedene Aeußerungen Meyers beweisen. Im Charakter hat er große Verwandtschaft mit den Genfer und Waadtländer Literaten der Zeit nach Rousseau. Wie Haller und Keller, so besitzt auch Meyer das, was Jenny das „echtschweizerische Dichterschamgefühl" nennt, jenes Zurückhalten mit seinem Innern, auch wenn es reich ist. Trotz der ungeheuern internationalen Stoffwelt, die Meyer in seinen jüngern Jahren in sich aufgenommen, nimmt er zu einer schönen Anzahl seiner Werke einen schweizerischen Vorwurf. Bei aller politischen Zurückhaltung fällt an Meyer der vornehme hugenottisch-protestantische Ton auf, in welchem er sich mit den Theologen-Literaten der Westschweiz zusammenfindet. Eine spröde puritanische Selbstzucht bewahrt Meyer vor dem Verbrennen in der eigenen Flamme der Leidenschaft, aber auch vor dem letzten, höchsten Stimmungsausdruck.

Meyer bildet den Uebergang zu dem „Nur-Lyriker" Leuthold, dem ersten Schweizer Dichter, der, wie Jenny sagt, im Singen und Klingen von Liebeslust und Liebesleid aufging. Leuthold ist unser moderner Anakreontiker. Aber Jenny hätte nicht verschweigen dürfen, daß er auch eine Menge politischer Gedichte verfaßt hat. Auch er besitzt die politische Leidenschaft. Aber sie wirkt nicht mehr original.

Ein Schweizer vom alten Schlag, rechtschaffen, aufrichtig und bieder, ist der prächtige Henry Warnery, ein Philosoph wie Spitteler, nur weniger kräftig, aber feiner. Sein „Chemin d'espérance" zeigt die starke moraltheologische Grundlage seines ganzen Dichtertums. Warnery findet wie Keller den Weg vom gesunden Realismus ins Unendliche, der sich ihm ungerufen und ungewollt jederzeit freiwillig bietet. Warnery und Keller bezeichnen zugleich zwei Höhepunkte der schweizerischen Literatur und nationalen Kultur, erstrebenswerte Ziele unserer volklichen Eigenart...

So befestigt sich denn durch diese Untersuchung in uns die Meinung, daß dem Volk zwischen Genfer- und Bodensee in den sechs Jahrhunderten gemeinsamer politischer Ge-

Walter Lilie, Zürich. **Die tapfern Zürcherinnen auf dem Lindenhof.** Wandfüllungen im Gasthaus zum Schiff, Zürich.

schichte politisches Fühlen und Denken zur zweiten Natur geworden ist. Ununterbrochene Religionskämpfe durch drei Jahrhunderte förderten eine religiöspolitische Sinnesart, die im Verein mit dem politischen Element die moralisch-pädagogische Tendenz unserer Literatur ausmacht. Dies Verdienst also muß man dem Versuch Jennys und Rossels, in die Tiefe zu gehen, zubilligen: sie haben ein wesentliches Stück schweizerischen Volkscharakters entdeckt, bedeutend genug, um unserer heimatlichen Literatur einen einheitlichen Zug zu verleihen.

Dr. Oskar Baumgartner, Zürich.

Neue Wandbilder in Zürich.

Zu den fünf umstehenden Reproduktionen.

Nicht allzu oft begegnet man heute dem großen Wandbild im Dienste der Innendekoration. Fast ausschließlich findet es Raum in großen öffentlichen Gebäuden, für deren Schmuck außerordentliche Summen angelegt und anerkannte Künstlergrößen berufen werden können; handelt es sich aber um private Bauten, so scheut man die hohen Kosten solch künstlerischer Ausstattung. Dabei überschätzt man aber offenbar vielfach diese Kosten und vergißt, daß es außer den Künstlern von erstem Rang unter unsern jüngern Malern Kräfte genug gibt, die nur der Gelegenheit bedürften, um gute Leistungen im dekorativen Wandbild zu zeitigen, und die jede solche Gelegenheit dankbarst wahrnehmen würden. Dies lehrte ein jüngster Versuch, den der Zürcher Architekt Klepzig in dem von ihm ausgestatteten, in diesen Tagen eröffneten Café Schiff gemacht hat, indem er zur Innendekoration des Parterresaales Wandbilder verwendete, die der Maler Walter Lilie geschaffen hat. Der Stoff zu den Gemälden wurde aus der Geschichte Zürichs geholt. Herzog Albrecht von Oesterreich stand im Jahre 1292 mit einem Belagerungsheer vor den Mauern der Stadt Zürich, deren kampffähige Männer in dem vorhergegangenen Ueberfall des Grafen Hug von Werdenberg zum größten Teil erschlagen oder gefangen genommen worden waren. Leichten Kaufes glaubte der Belagerer die von Streitern entblößte Stadt einnehmen zu können; da bewaffneten sich die Greise, Frauen und Knaben und zogen mit Trommeln und Pfeifen durch die Stadt auf den Lindenhof, wo sie in ihren Rüstungen von dem auf dem Ried ob der Spannweid lagernden Feind gesehen werden mußten. Die Täuschung gelang. Herzog Albrecht, der für eine lange Belagerung, wie er sie angesichts dieser unvermutet großen Streiterschar erwarten mußte, nicht eingerichtet war, schloß einen den Zürchern günstigen Frieden. Das Haus zum Schiff liegt bekanntlich dem Lindenhof gegenüber, und wohl deshalb hat man die Verherrlichung der tapfern und listigen Zürcher Frauen zum Gegenstand dieser Wandgemälde gemacht. Lilie hat seine Aufgabe sehr gut gelöst. Die große Gruppe auf dem Hauptbild sowie die Einzelfiguren auf den Pfeilern sind voll Leben und Bewegung, einzelne der trotzigen Frauengestalten von besonders kraftvollem Ausdruck. Vielleicht wäre eine etwas sattere Farbengebung mit Rücksicht auf die sonstige Ausstattung des Raumes der Wirkung der Bilder zustatten gekommen. Jedenfalls hat sich Lilie, den man bisher eigentlich nur als Landschafter kennen lernte, durch diese Wandbilder als für das Figürliche und für die dekorative Aufgabe trefflich qualifiziert erwiesen.

Eduard Trapp, Zürich.

Vier indische Skizzen.

Aus dem Englischen, von Helene Ludwig, Bern.

1. Ein Hindu-Begräbnis.

Flammen, zischende, goldene, läuternde Flammen schießen empor in die heiße indische Luft. Jenseits der steinernen Mauer liegt die staubige weiße Straße, auf der Wagen, Ochsenkarren, Automobile und eine gemischte Menge von Fußgängern hin- und herziehen. Jenseits der Straße vermischt sich das Meer, eine blaugrau schimmernde Fläche, mit dem Himmel, den der Sonnenuntergang in lauter Gold umgewandelt hat. Ein schmaler Streifen Land diesseits der Mauer ist mit Begräbnishaufen bedeckt, einige hell brennend und in der schweren feuchten Atmosphäre laut knisternd, andere dem Erlöschen nahe, nur von Zeit zu Zeit rote Zungen aus dem dampfenden Holz emporschleudernd — wieder andere nur noch ein Haufen grauer Asche. Die verkohlten Knochen von dem, was vor einigen Stunden lebende, atmende Wesen waren, werden bald aus der Asche gesammelt und ins fließende Wasser — vorzugsweise in den heiligen Ganges — oder in die glänzende See geworfen werden. Nahe bei den Holzstößen sind Schüsseln mit Reis und andern Speisen; denn der vom Körper befreite Geist muß Nahrung finden während des Zustandes, der dem Wegzug in einen andern Körper oder seiner endgiltigen Wiederversenkung in Brahman — die Unendlichkeit — vorangeht.

Asche fällt leise herunter, und die Hitze ist durchdringend. Zwischen zwei dampfenden Holzstößen steht ein niederer Haufe von frischen Klötzen, zusammengehalten durch vier eiserne, in den Boden getriebene Stangen. Dorthin bewegt sich langsam ein Begräbniszug, und die Leidtragenden gehen mit seltsamer Ruhe hinter der offenen Bahre her, die auf den ersten Anblick nur Blumen zu tragen scheint. So dicht sind sie gestreut, daß nur ein unsicherer Umriß der darunterliegenden Gestalt unterschieden werden kann. Der Zug hält bei dem Holzstoß, die Blumen werden entfernt, und der Körper eines schönen jungen Mädchens, in einen tiefroten Sari gehüllt, wird sorgfältig und ehrerbietig von der Bahre gehoben und auf die Holzbündel — seine letzte Ruhestätte — gelegt. Die Sänfte wird sofort zerbrochen und unter den Haufen geschoben. Ein Geldstück wird auf des toten Mädchens Stirne gelegt; Reis wird über sie gestreut und etwas Ghee*) auf ihre Lippen gelegt zur Läuterung des Geistes, der nun bald den Körper verlassen wird, um drei Tage in der Nähe der brennenden Stätte zu verweilen. Alsdann entfernen die trauernden Frauen den Nasenring, die Fußspangen und andere schwere silberne Schmuckgegenstände, und das ruhige junge Gesicht mit den festgeschlossenen Augen scheint friedlich zu schlafen.

Mit einem Feuerbrand in der einen Hand und einem irdenen Krug, aus dem Wasser in die andere fließt, geht der Gatte des toten Mädchens langsam um den Haufen, gefolgt von den Haupt-Leidtragenden, und beschreibt mit dem Wasser einen Kreis darum. Dann, als das Symbol der Unbeständigkeit des Lebens, wird der Krug in Atome zerschmettert — das, was gewesen war, ist in einem Augenblick zerstört worden und ist nicht mehr. Unglücklich ist die Seele einer Frau, die keinen Gatten hat, oder diejenige eines Mannes, der keinen Sohn besitzt, um diese Zeremonien zu vollführen! Deshalb der große Wunsch jedes Mannes, einen Sohn zu haben, der diese letzten Gebräuche ausübe. Die Frau, die keinen Gatten hat — ach, sie ist eine Witwe, ein verfluchtes Wesen und zählt nicht mit!

Ein leichter Aschenregen von andern Haufen fällt immer noch, und Trauernde von andern Begräbnisgruppen gesellen sich den Zuschauern, während die stille Form sorgfältig mit Holz bedeckt wird, bis nur ein kleines Ende des roten Sari zu sehen ist. Die Trauernden schluchzen leise. Alles ist still; da gibt es keine heftigen Gefühlsausbrüche, keine harsche Bewegung, keine Eile. Zeit, eine Schöpfung der Menschen, besteht nicht für die Toten, und der Osten beachtet sie nicht. Nun wird Oel über den aufgeschichteten Holzstoß geschüttet. Nur das kleine Stück Sari ist geblieben, um an die stille Form darunter zu erinnern. Der Gatte, mit traurigem ernstem Gesicht, hält den Feuerbrand zum Holz, das sogleich auflodert, den Haufen und das tote Mädchen in schöne züngelnde Flammen einhüllend, die alles vertilgen, auswechseln und umgestalten. Die Materie, triumphierend unzerstörbar, setzt sich in gasförmige Substanz um durch die gleiche Kraft, die sie hervorgebracht hat, und taucht in die Unendlichkeit, von wo sie kam.

In Flammen steigt sie zu dem goldenen Abendhimmel empor...

(Fortsetzung folgt).

*) Wird Ghi ausgesprochen, bedeutet „flüssige Butter".

Redaktion: Dr. Otto Waser, Dr. Maria Waser, Zürich.